

Roland Grohs

# Luka und die Guten

Eine Dystopie









Roland Grohs

**Luka und die Guten**



Foto: Daniela Bertoldi

**Roland Grohs**, Dr. phil., geboren 1993 in der Obersteiermark, lebt in Graz. 2019 erschien sein Sachbuch *111 Gründe, Judo zu lieben* (Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin). 2021 folgten sein Schelmenroman *Joe baut ein Meer* (Edition Meerauge, Klagenfurt) und die Dystopie *Golem* (SadWolf, Bremen). Kurzgeschichten und Prosaminiaturen von Roland Grohs wurden in verschiedenen Literaturzeitschriften veröffentlicht. Der mehrfache Judo-Landesmeister und Träger des dritten Dan promovierte in Philosophie über *Das Ethos des japanischen Zweikampfes*.

#### **Auszeichnungen und Stipendien:**

2021 Shortlist erostepost-Literaturpreis

2021 und 2022 Arbeitsstipendien Literatur (BMKÖS)

2022 Schreibwerkstatt Klagenfurt mit Stephan Roiss

Shortlist Literatur:im:süden (Buch13)

Projektstipendium Literatur (BMKÖS)

Kärntner Arbeitsstipendium für freischaffende

Künstler\*innen und freiberufliche Wissen-

schaftler\*innen

Roland Grohs

# Luka und die Guten

Eine Dystopie



*Luka und die Guten* von Roland Grohs  
ist der zwanzigste Band der Edition Meerauge.  
Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.

Gesetzt aus der Sabon  
Gedruckt auf 100 g EOS blauweiß 1,5-fach holzfrei

Lektorat: Evelyn Bubich, Wien  
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien  
Satz & Grafik: typedesign Grimschitz, Klagenfurt/Celovec  
Druck & Herstellung: Florjančič tisk, Maribor  
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2023  
ISBN 978-3-7084-0682-4  
Printed in Slovenia

Unterstützt von



## ERSTER TEIL

## Der Riss

Luka krallte sich an seine Tasche, die fast so groß war wie er selbst, als er inmitten des Menschenstroms durch das Portal gedrängt wurde. Er verrenkte den Hals und blickte in die Gesichter seiner Eltern, die zwischen fremden Gliedmaßen aufblitzten.

»Vergiss nicht, die Zähne zu putzen!«, rief seine Mutter mit geröteten Augen. Dann schlossen die Wächter die Tür. Die Rufe von draußen klangen gedämpft, alles wurde matt. Über den Köpfen flirrten die Leuchtstoffröhren, die Sonne war verschwunden. Luka und vierzig andere taumelten durch die Gänge, während die Wächter sie vor sich hertrieben. Hin und wieder blieb jemand stehen. Die Wächter schlangen ihre Stöcke und Luka hörte einen spitzen Schrei, bevor es wieder schnell voranging.

Von den Wänden blätterte die Farbe. Es sah aus, als wären dort blasser Schmetterlinge festgefroren, obwohl es nicht kalt war. Es wirkte wie ein Traum. Und manchmal, wenn Luka träumte, war er nicht sicher, ob er gerade ein verrücktes Abenteuer erlebte oder schlafend in seinem Bett lag.

Heute Morgen war er aufgewacht und mit Mama und Papa und Tom zum Testzentrum gefahren. Er hatte den Test nicht bestanden. Luka wusste, dass es kein Traum war, aber wirklich wach fühlte er sich nicht. Vielleicht wegen der roten Tablette, die man ihm gegeben hatte. Danach war es besser geworden. Aufhören zu weinen konnte er trotzdem nicht.

Sie flüchteten vor dem Stöckegeklapper in einen großen Saal mit Tischen und Stühlen. Alles hier drinnen war weiß, selbst die Böden und Türen. Durch die Fenster fiel ein Gitter aus Schatten. An der Wand hing

eine Uhr – 16 Uhr 23 –, daneben ein Bild von einem Kopf. Man konnte in den Kopf hineinsehen, direkt ins Gehirn, das aussah wie eine Landkarte. Aber die Länder hatten seltsame Namen.

Die Leute verteilten sich und Luka holte tief Luft. Ein paar Frauen standen beisammen, sie wirkten sehr nervös. Ein Mann mit Mondgesicht lief in eine Ecke und säuselte vor sich hin, die Hände über den Kopf geschlagen: »Nein, Sie irren sich. Das ist ein Fehler. Ein Irrtum, hören Sie doch!«

Vier Wächter bauten sich in strenger Linie vor ihnen auf. Sie trugen gescheiteltes Haar und weiße Hemden.

»Warten Sie hier. Wir teilen Ihnen gleich Ihre Zimmer zu. Das Gepäck können Sie an die Wand stellen.«

Lukas Finger klammerten sich noch immer an seine Tasche. Er wagte nicht, sie auf den Boden zu stellen. Wenn er sie absetzte, bedeutete das, sich damit abzufinden. Es bedeutete, dass dieser Ort sein neues Zuhause war. Aber dieses staubige Gebäude war kein Zuhause. Es war düster und riesig, ein wahres Labyrinth. Lukas Zuhause war weit weg. Ein kleiner Rest davon steckte in seiner Tasche. Pullover, Hosen, Unterhosen und Socken natürlich. Auch einen Kamm hatte seine Mutter eingepackt, seine Zahnbürste, eine Nagelschere, Feuchtigkeitscreme und die Wattestäbchen für seine Ohren, die er nicht mochte. Nur eine Sache hatte er selbst eingesteckt. Eine kleine Indianerfigur, kaum größer als sein Finger. Eine Feder war in ihrem Haar befestigt, in der Hand hielt sie einen Indianerbogen. Zuhause hatte Luka ganz viele davon. Außerdem besaß er ebenso viele Ritterfiguren. Manche mit Speeren, manche mit Schwertern, ein paar saßen sogar auf einem Pferd. Passend dazu gab es eine riesige Burg aus Pappmaschee. Doch die Indianer waren ihm lieber, obwohl sie weder Häuser noch

Burgen besaßen, nur unsichtbare Zelte. Seine Figuren hatte Luka auf dem Teppich aufgestellt, der manchmal ein Wald war und manchmal eine Wiese, die Burg lag direkt daneben. Dort entfesselte er epische Kriege. Manchmal prallten zwei Schlachtreihen auf offenem Feld gegeneinander, dann wieder stürmte eine Schar aus dem Wald und brandete über die überraschten Gegner hinweg. Oft wurde die Burg belagert, von der Pfeile, heißes Öl und Steine auf die Ebene niedergingen. Einmal hatte Luka die Ritter in Kohorten unterteilt, mit Kavallerie an den Flanken, wie er es in einem Buch über die Römer gesehen hatte, und sie gegen seine Indianer in die Schlacht geführt. Er überlegte sich taktische Manöver, plante raffinierte Hinterhalte, nur eines änderte sich nie: Immer gewannen die Indianer.

Zwei Kinder schwankten in Lukas Sichtfeld – ein Junge und ein Mädchen. Sie hatten starre Münder, schienen kaum zu atmen. Sein Blick wanderte weiter. Ein Mann stach aus der Menge hervor, die vor ihren Reisetaschen und Koffern zitterte wie eine unterbrochene Ameisenstraße. Die Stirn des Mannes war faltig. Er hatte einen schwarzen Bart und zusammengekniffene Augen. Bald erkannte Luka, dass der Mann bloß konzentriert war. Er schien alles im Blick zu behalten, ohne etwas Bestimmtes anzusehen.

Drei neue Wächter traten aus einem Gang und mischten sich unter die anderen. Die Wächter sagten wenig und schauten grimmig drein. Sie waren Soldaten mit stumpfen Schwertern.

Luka wurde ein Zimmer im ersten Stockwerk zugewiesen, Nummer 17. Er teilte es mit zwei jüngeren Männern und einem alten mit borstig grauem Gesicht, der zu oft zwinkerte.

»Frühstück – sieben Uhr – Speisesaal!«

Nach den im Stakkato angeschlagenen Befehlen kehrte ihnen der Wächter den Rücken und verschwand im bleichen Flur. Tick – Tack – Tick. Alles im Takt. Früher hatte Luka Klavier gespielt. Aber jetzt nicht mehr.

Im Zimmer standen drei Betten, drei Nachtkästchen, drei Kleiderschränke und ein Tisch mit drei Stühlen. Ein Fenster starrte hinaus in den Innenhof. Luka sah einen Brunnen mit vier Bänken rundherum, dahinter Büsche auf fransigem Rasen. Hinter dem gegenüberliegenden Gebäudeflügel sank die Sonne herab, flimmerte über das Dach.

Zuhause hatte Luka ein eigenes Zimmer. Dort gab es nur ein Bett, einen Schrank und einen Tisch mit einem einzigen Stuhl. Aber der war gepolstert und konnte sich drehen. Aus der Lampe schien blaues Licht, weil er es sich so gewünscht hatte, und die Vorhänge waren ebenfalls blau. Hier gab es keine Vorhänge, nur schmutzig weiße Jalousien, halb heruntergelassen.

Luka verstand das alles nicht, obwohl seine Mutter versucht hatte, es ihm zu erklären. Der Disponator hatte entschieden, dass er eine Gefahr war, dass er nicht länger bei den guten Menschen da draußen leben durfte. Diese Maschine konnte in einen hineinsehen – und in die Zukunft. Was war falsch an ihm und den anderen? Seine Eltern waren gut. Tom war gut. Nur er war böse.

Sein Magen knurrte, trotzdem hatte Luka keinen Hunger. Eigentlich war ihm sogar schlecht. Seine zukünftigen Mitbewohner tuschelten miteinander. Gelegentlich sahen sie zu ihm herüber und verstummten. Sie waren erwachsen, und Erwachsene redeten nicht gern mit Kindern.

Luka fasste in seine Tasche. Er stellte die Indianerfigur auf sein Nachtkästchen. Dann legte er sich auf das Bett und schloss die Augen.

## Die Glocke

Ein Glockenschlag riss ihn aus dem Schlaf. Erst dachte er, es handle sich um seinen Wecker, aber das Geräusch kam von draußen und ließ die Fenster klirren. Luka lag inmitten von Fremden. Es dauerte einen Moment, bis er begriff, wo er war. Er rieb sich die sandigen Augen, die gleich darauf wieder feucht wurden. Luka wollte tapfer sein, weil sein Vater ihm gesagt hatte, dass er es sein sollte. Er wollte nicht, dass die anderen ihn weinen sahen. Dann würden sie ihn bestimmt für ein Weichei halten. Du musst tapfer sein, Luka, hallte es in seinem Kopf, dicht gefolgt von der Stimme seiner Mutter: Vergiss nicht, die Zähne zu putzen!

Die Glocke verstummte. Sonnenlicht kippte auf den Boden. Der Alte saß zwinkernd in seinem Bett. Die beiden Jüngeren, die trotzdem zweimal so alt sein mussten wie Luka, waren schon aufgestanden. Einer schlüpfte gerade in seine Hose, der andere saß benommen am Tisch.

Luka hatte von seinen Eltern geträumt. Eigentlich war es eher eine Erinnerung gewesen. Denn es war genau so passiert. Zuerst hatte sein Vater gesagt, dieser Test würde kein Problem für ihn sein. Das werde alles halb so wild. Als Luka dann den komischen Helm aufgesetzt hatte, sagte sein Vater, Luka brauche sich keine Sorgen zu machen. Er solle einfach ganz ruhig bleiben. Nach dem Test hatte sein Vater die ganze Autofahrt über nichts gesagt. Erst als sie ausgestiegen waren, um ihn hier abzuliefern, packte er Luka an der Schulter und sagte: »Du musst tapfer sein.« Jetzt war der Traum zu Ende. Er war endgültig hier.

Schläfrig kramte Luka nach seiner Zahnbürste. Er zog sie aus dem kleinen blauen Täschchen unter den

Hemden hervor und hielt sie verkrampft zwischen seinen Fingern.

»Die Waschräume sind rechts«, erklärte der Mann, der eben seine Hose zuknöpfte, »einfach den Gang entlang, dann siehst du sie.«

Nachdem Luka sich mechanisch die Zähne geputzt und das zausige Haar gekämmt hatte, folgte er seinen Zimmergefährten in den Speisesaal. Es war der große Saal mit den vielen Tischen und Stühlen. Man hatte eine Wand geöffnet, und auf der nach hinten versetzten Theke, neben der Uhr und dem Gehirn, standen Körbe voll Semmeln und Teller mit in Scheiben geschnittenem Käse, Schinken, Marmeladepäckchen und kleinen Butterblöcken. In einer Schüssel lagen schrumpelige Cocktailtomaten und grüne Paprikaspalten, in einer anderen verschiedene Cerealien. Außerdem gab es Orangensaft und Kaffee. Luka mochte keinen Kaffee. Zuhause hatte er oft Kakao getrunken, den es hier nicht gab, weil es kein richtiges Zuhause war. Sein Magen zog sich zusammen, immer enger. Er fühlte sich leer an wie eine geplünderte Flaschenpost. Einen Moment überlegte Luka, aus Trotz nichts zu essen, aber dann wurde ihm klar, dass es vermutlich niemanden interessierte.

»Was, keine Leberwurst!«, klagte ein mürrischer Mann mit dickem Bauch. Die Wächter, die links und rechts an den Wänden lehnten, funkelten ihn böse an, worauf er schweigend seinen Teller füllte.

Wie die anderen bediente sich Luka am Buffet und setzte sich dann zu drei Fremden an einen der Tische. Die Erwachsenen rückten von ihm weg und sahen ihn nicht an. Auch an den übrigen Tischen sahen sich die Leute kaum an, sondern kauten mit verschlossenen Gesichtern. Luka nagte an einer strohigen Semmel. Vor ihm stand ein Glas Orangensaft. Zwei Tische weiter

saß das Mädchen und am anderen Ende des Saals der Junge. Sie wirkten, als wären sie in seinem Alter. Anscheinend waren sie auch gefährlich.

Der alte Mann aus seinem Zimmer erzählte den zwei jüngeren lautstark, dass sie sich in einer verlassenen Anstalt für Geisteskranke befänden. Einer der beiden antwortete, dass sie keinesfalls verlassen sei und bestimmt nicht wenige Verrückte darin leben würden. Der andere nickte und versank in seiner Schüssel Fruchtmüsli.

Das Gebäude sah wirklich aus wie ein Krankenhaus. Aber ohne die Schwestern, die Ärzte und rollenden Betten. Luka war schon einmal in einem Krankenhaus gewesen. Er wusste, dass es dort merkwürdig roch und dass die Menschen leise sprachen und sich in Zeitlupe bewegten. Als er noch klein war, hatte man ihm irgendetwas aus dem Hals geschnitten. Er lag auf dem Bett und atmete in einen Schlauch, ganz tief. Dann schlief er ein. Luka träumte nicht. Als er wieder aufwachte, konnte er sich kaum bewegen. Sein Körper war so schwer. Er versuchte, sich aufzurichten, doch seine Mutter drückte ihn zurück in das Bett. Zwei Tage lang konnte er kaum sprechen. Es kamen einfach keine Wörter aus seinem Mund, so sehr er sich auch anstrebte, nur ein schwaches Ächzen. Wann gehen wir nach Hause?, hauchte er. Meistens hatte ihn niemand verstanden.

Luka nahm einen Schluck Orangensaft.

Nachdem sie aufgegessen hatten, gingen die Wächter durch die Reihen und gaben ihnen Tabletten, die sie schlucken mussten. Diesmal waren sie gelb. Manche wollten die Tabletten nicht schlucken, aber am Ende taten sie es doch, genau wie Luka.

Einer der Wächter trat vor, ein großer Mann mit ausdruckslosen Augen. Er stellte sich vor die Theke, die



bereits abgeräumt wurde. Sein Blick wanderte über die Tische, bis die letzten Gespräche verstummten.

»Ich bitte um Ruhe!«, begann er vorwurfsvoll. Seine Stimme prallte gegen die Wände und hallte durch den Raum. »Frühstück von sieben bis acht. Mittagessen, 12 bis 13 Uhr. Abendessen, 17 bis 18 Uhr. Ab 22 Uhr herrscht Nachtruhe. Diese ist im Sinne der allgemeinen Ordnung unbedingt einzuhalten. Weitere Hausregeln entnehmen Sie bitte den Aushängen, die an mehreren Stellen im Gebäude verteilt wurden. Ein Exemplar finden Sie an der Tür des Speisesaals. Im Rahmen dieser Grundregeln steht es Ihnen frei, Ihre Zeit nach eigenem Ermessen zu nutzen.«

Gemurmel brandete durch die Reihen.

»Unerhört!«, zischte eine füllige Frau mit roten Haaren.

An ein paar Tischen weiter hinten standen die Leute auf, aber ein Wächter hob mahnend die Hand, worauf sie sich wieder auf ihre Stühle pflanzten. Der Schlagstock blitzte an seinem Gürtel.

»Wir müssen nun mit diesem neuen Modus leben«, fuhr der große Mann fort. »Es ist für uns alle eine Umstellung. Doch am wichtigsten ist es, dass ihr hier alles habt, was ihr benötigt. Die Anlage bietet die Infrastruktur für einen unbeschwerten Alltag.«

Luka blickte gebannt auf den Wächter, der unerbittlich weitersprach, die Arme steif an die Seiten gepresst wie ein Ausrufezeichen.

»Solltet ihr Hygieneartikel wie Duschgel oder Zahnpasta benötigen, könnt ihr euch an einen der Aufseher wenden und –«

»Selbstverständlich brauchen wir das!«, rief jemand aus der Mitte. »Denken Sie, wir führen einen Jahresvorrat mit uns? Idiot!«

»Gibt es hier einen Frauenarzt?«, erkundigte sich eine Dame mit gequälter Miene.

Ein Jahr, überlegte Luka und erstarrte. Niemand hatte gesagt, wie lange es dauern würde. Jetzt dachte er zum ersten Mal darüber nach. Womöglich so lange, bis er selbst erwachsen wäre – und seine Eltern alt. Vielleicht für immer. Sein Kopf fühlte sich seltsam an, trüb wie Nebel.

»... Wir setzen es dann auf eine Liste«, ergänzte der Wächter ungerührt, »und mit etwas Glück wird es von der Behörde finanziert. Mit allzu kühnen Extravaganzen würde ich es allerdings nicht versuchen.«

Wieder die Glocke. Luka zuckte zusammen.

Bam. Bam. Bam.

Sein Vater hatte ihm einmal eine Geschichte erzählt. Die Geschichte vom Türmer. Der war auch ein Wächter. Er saß hoch oben in einem Kirchturm. Von dort schaute er hinunter auf den Friedhof und das umliegende Dorf. Wenn es ein Feuer gab, musste er in sein Horn blasen, und jede Stunde blies er in alle Himmelsrichtungen, damit die Leute wussten, wie spät es war. Nur um Mitternacht durfte der Türmer sein Horn auf keinen Fall nach Westen richten, denn dort lag direkt unter dem Fenster der Friedhof – und die Toten sollte man nicht wecken. Als er eines Nachts gelangweilt nach Norden, Osten und Süden geblasen hatte, hob er sein Horn ins Westfenster. Einen Moment zögerte er, aber der Türmer war neugierig. Er holte tief Luft und pustete aus voller Kraft ins Horn.

Die Menschen im Saal wurden immer unruhiger. Luka hatte die letzten Sätze überhört.

»... Nun, ihr könnt natürlich versuchen, euch kennenzulernen, vielleicht sogar anzufreunden, sofern ihr euch in der Lage seht, einigermaßen gesunde Beziehun-

gen zu führen. Es steht euch frei. Allerdings nur soweit es einen geregelten Ablauf nicht beeinträchtigt.«

Jemand schüttelte den Kopf. Ein anderer kratzte sich an der Stirn und meinte dann: »Immerhin müssen wir nicht mehr arbeiten. Ich sehe das als verfrühtes Altersheim.«

»Du bist doch verrückt!«, rief ein Dritter.

Einige verließen den Saal, manche blieben und nipp-ten an ihrem Kaffee.

In der Geschichte seines Vaters brach über den Gräbern die Erde auf. Knochige Hände streckten die Finger empor. Die Toten erwachten zum Leben. Sie versuchten zu schreien, hatten aber keine Zungen. Viele irrten blind umher. Ein bleiches Gerippe trat in die Kirche und stieg den Turm hinauf. Als der Türmer die rasselnden Schritte hörte, verriegelte er seine Kammer. Gelähmt vor Angst kauerte er in einer Ecke und verfluchte sich dafür, was er getan hatte. Bald pochte es an der Tür. Der Türmer stemmte sich auf die Beine und warf das Horn aus dem Fenster. Das Klopfen erstarb. Klack, Klack, Klack, entfernten sich die Schritte. Nach kurzer Stille hörte der Türmer scharrende Geräusche hinter der Mauer. Das klappernde Gerippe kletterte zum Fenster herein. Ein Raunen drang aus dem knochigen Kiefer, der Rastlose streckte den Arm aus. Der Türmer griff sich an die Brust und sank zu Boden. Am folgenden Tag wurde unter dem Westfenster ein frisches Grab ausgehoben.

Die Geschichte war unheimlich gewesen. Aber am Ende hatte ihn sein Vater in den Arm genommen. Du musst keine Angst haben, hörte er ihn flüstern. Luka war nicht sicher, ob das stimmte. Allerdings beunruhigte es ihn nicht weiter. Sein Kopf war jetzt ganz leicht, der Saal hell und bunt.